

Christian Wittwer

Schöner wohnen

I. Im Personalhaus

Als ich vor über zwanzig Jahren in die Stadt am lieblichen See zog, herrschte dort akute Wohnungsnot. Keine Bleibe war zu finden, so sehr ich mich auch bemühte. Schliesslich hörte ich auf den Rat eines Arbeitskollegen und meldete mich bei der Verwaltung des Stadtsitals, das mehrere Personalhäuser direkt gegenüber dem monströsen, fast siebzig Meter hohen Betonbau des Haupttraktes betrieb, die ebenfalls ganz in Grau gehalten waren, aber mit nur dreizehn Stockwerken.

Es fand sich noch ein Zimmer, wie alle, mit Spülbecken und Spiegel, einem kleinen Schreibtisch mit angestaubter Stehlampe und natürlich dem schmalen Bett ausgestattet, in dem ich immer entweder den Kopf oder die Füsse an der entsprechenden Bettkante anstiess. Alle Zimmer hatten als einzigen Farbtupfer orange, stark ausgebleichte Vorhänge.

Durch den mit dunkelgrünem Linoleum ausgelegten Korridor gelangte man in den gemeinsamen Duschbereich mit Toiletten, beziehungsweise auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges in die Gemeinschaftsküche des Stockwerks. Auf dem Stock *lebten*, wenn man es wirklich so bezeichnen will, zehn Menschen mit unterschiedlichsten Berufen und Tagesrhythmen, die man jedoch, aus unerfindlichen Gründen, so gut wie nie antraf.

Peinlich waren die wenigen Begegnungen auf dem Klo. Vielleicht sass man gerade auf der Schüssel, die Hose schon heruntergelassen, und ein Mitbewohner, den man jedoch in dieser Situation weder sehen noch grüssen konnte, betrat schweigend den Raum. Meist gab dann einer frühzeitig auf, machte sich, die Spülung betätigend davon, um es später ungestört noch einmal zu versuchen.

Eine unvergessliche Szene ereignete sich eines Nachmittags. Mir war es schon am Morgen irgendwie unwohl gewesen. Als ich dann später mein Zimmer verliess, krampfte sich mein Bauch so zusammen, dass mir die Luft wegblieb, ich sackte mit unheimlichen Schmerzen zu Boden, kalter Schweiss trat mir auf die Stirn, ich fürchtete sterben zu müssen. Dann wurde mir schwarz vor Augen. Wie lange ich dort gelegen hatte, konnte ich nachträglich nicht mehr sagen. Als die Krämpfe sich aber etwas lösten, kam ich, in der noch immer gleichen, zusammengekrümmten Stellung auf dem Fussboden

liegend, zu mir und konnte gerade noch wahrnehmen, wie ein mir unbekannter Mann sorgsam über mich hinwegstieg und fast lautlos in einem der Zimmer verschwand.

»Ich scheisse normalerweise nicht in die Hosen«, erwiderte ich später der Schwester in der Notfallaufnahme, wohin ich mich mühsam noch hatte schleppen können, auf die Frage, ob ich denn kein Paar Ersatzhosen bei mir hätte. Zum Glück konnte man leihweise eine alte Trainingshose auftreiben. »Es war wohl eine Art Volvulus, sprich Darmverschlingung«, meinte der Arzt und schickte mich wieder nach Hause.

II. Betreutes Wohnen

Das Inserat in der lokalen Tageszeitung war unter Chiffre abgesetzt und beschrieb kurz und knapp eine Dreizimmerwohnung zu einem sagenhaft günstigen Preis. Ich ahnte, dass sich darauf Hunderte melden würden. Es gelang mir aber herauszufinden, wo sich diese Wohnung befand und wer sie vermietete, eine Frau D., die im Haus wohnte. So warf ich noch am selben Abend einen kleinen, sorgsam verfassten Brief, in dem ich meine unerträgliche Wohnsituation auf rührende Weise schilderte, direkt in den Briefkasten der Vermieterin. Schon tags darauf meldete sich diese telefonisch.

Beim persönlichen Vorstellungsgespräch traf ich eine kleine, alte Frau mit schon gebrechlichem Gang, schrumpelig, aber irgendwie süß. Obwohl die Wohnung nur mit einem alten Kachelofen zu heizen war, unterschrieb ich auf der Stelle den Mietvertrag. Später dann, in einem der schweren, frostigen Winter, verfluchte ich die klamme Kälte der ungeheizten Räume, während ich in einer Art morgendlichem Ritual die Eisblumen mit einem Plastikschaaber von den Fenstern kratzte.

Eigenartig erschien mir von Anfang an, dass die Wohnungstür der Vermieterin im zweiten Stock immer leicht geöffnet war, wenn ich im Treppenhaus daran vorbeiging. Aber erst, als ich einmal zum Tee bei der alten Dame sass, löste sich das Geheimnis, als sie mich beiläufig und lieb fragte: »Warum schlafen Sie eigentlich auf dem Boden, das ist doch sehr ungesund?«

»Eine Matratze reicht mir völlig«, antwortete ich erstaunt, denn die Vermieterin war seit meinem Einzug noch nie oben in meiner Wohnung gewesen, oder doch?

Diese Frage wurde erst definitiv geklärt, als ich mich, eines Abends nach der Arbeit todmüde nach Hause kommend, auf mein Bett werfen wollte und dieses wie von Zauberhand frisch bezogen war. Auch der Rest der Wohnung war überraschend ordentlich. Mit der alten Frau jedoch war darüber nicht zu

reden, immer wieder ging sie in meiner Abwesenheit hinauf in die vierte Etage und brachte *meine* Dinge in Ordnung.

Ein einzelnes Haar, das ich zur Kontrolle über das Schlüsselloch geklebt hatte, war regelmässig abgefallen. Schliesslich musste ich den Sohn der Vermieterin einschalten. Diesem etwas untersetzten, pummeligen Mann, der seit längerem darauf zu warten schien, dass seine Mutter sterben würde und er das Haus erben konnte, war die Situation sehr peinlich. Er versuchte seiner Mutter zu erklären, dass es nicht erlaubt war, in fremde Wohnungen einzudringen, dass mit einer Anzeige wegen Hausfriedensbruchs zu rechnen sei und sie infolge Uneinsichtigkeit ihren Zweitschlüssel nun abgeben müsse.

Als ich das nächste Mal das Treppenhaus hinabstieg und an der Tür der Frau vorbeikam, rief diese im Flur stehend nach mir. »Entschuldigen Sie«, sagte sie mit glänzenden Äuglein und einer leicht zittrigen Stimme, der man einfach nicht böse sein konnte: »Möchten Sie nicht lieber ausziehen?« – »Nein«, antwortete ich trocken und verliess das Haus.

Wenige Wochen später erhielt ich die Kündigung. Die Frau war inzwischen, ohne dass irgend jemand im Haus es bemerkt hätte, gestorben. Der Sohn wollte das Haus so schnell wie möglich renovieren. Ich stand auf der Strasse!

III. Möbliert

Ein möbliertes Zimmer im Zentrum der Stadt war für mich die Rettung. Es lag im ersten Stock, direkt über einem altmodischen Tea-Room mit speckig gemusterten Tischtüchern und älteren teeschlürfenden Damen und wurde von einem angegrauten Ehepaar geführt, welches auch zu dem möblierten Zimmer zu schauen hatte. Dieses wurde unter der Woche täglich gereinigt, das heisst, morgens um halb acht stand eine Putzfrau vor der Tür und wollte rein. An Ausschlafen war nicht zu denken, und das Zimmer nicht reinigen zu lassen, kam gemäss Mietvertrag nicht in Frage. Es war wohl eine Art Kontrolle, denn das Ehepaar war ausgesprochen neugierig.

Zu dieser Zeit nun hatte ich fast keine Arbeit ausser ein paar wenigen Stunden abends an einer Schule für Erwachsenenbildung. Dort lernte ich auch die Frau kennen. Sie war erst siebzehn. »Lolita lässt grüssen«, meinten einige. Ich glaubte lange nicht daran, dass es mit uns was werden könnte. Trotzdem. Als wir eines Abends zusammen am See sassen und eine Flasche Weisswein tranken, gab ich ihr einen dicken, etwas zu feuchten Kuss auf die Wange, mehr wie einem Kind als wie einer Geliebten, und sagte: »Schade, dass ich soviel älter bin als du.« »Das macht mir nichts aus«, erwiderte die Frau und nahm zärtlich meine Hand.

Als sie das erste Mal bei mir übernachtete, läutete, es war schon gegen zwei Uhr nachts, unverhofft das Telefon.

»Hier ist die Mutter«, sagte eine Frau aufgeregt. »Meine Tochter muss sofort nach Hause kommen, wir zahlen auch ein Taxi.«

»Das macht jetzt keinen Sinn«, erwiderte ich. »Sie schläft tief, und ich möchte sie nicht wecken. Sie kommt morgen früh nach Hause.«

»Gut, ich vertraue Ihnen«, sagte die Frau am Telefon nach langem Hin und Her. »Aber ich mache Sie verantwortlich, wenn etwas passieren sollte. Übrigens nimmt sie erst seit kurzem die Pille«, sagte die Frau noch und hängte auf.

Tage später als ich abends mit der Frau nach Hause kam, stand das Ehepaar schon auf der Treppe und musterte uns mit geringschätziger Miene, verwies aber mit den Worten »Das sieht ja bei Ihnen verheerend aus« nur auf die unmöglichen hygienischen Zustände in meinem Zimmer. Putzen war nicht meine Stärke, das wusste ich, ausserdem war das Zimmer vollgestopft mit alten Möbeln, das Bett so eng, das ich für mich eine Matratze auf den Boden legen musste. Die Frau schlief im Bett, was sich als beziehungsstechnisch richtig erwies.

Es kam immer öfter zu Konfrontationen, meist am frühen Morgen mit der Putzfrau, die ich, von nächtlichen Trinkgelagen schwer angeschlagen, nicht zur festgelegten Zeit in das Zimmer lassen wollte. Oft kam ich erst nach Mitternacht nach Hause und schlief dann bis in den späten Vormittag hinein. Einen eingeschriebenen Brief, die Vermutung über dessen Inhalt lag recht nahe, holte ich erst gar nicht auf der Post ab. Das Ehepaar grüsste schon länger nicht mehr, bis es mich eines Tages, ich war fast schon oben auf dem Treppenabsatz des ersten Stocks angekommen, zurückrief und mir mündlich die fristlose Kündigung mitteilte.

Da konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und schrie: »Sie dumme, neugierige Menschen, lassen Sie mich in Ruhe und kümmern Sie sich gefälligst um ihren eigenen Mist.« Das Paar wurde kreidebleich und zog sich wortlos ins Café zurück. Natürlich musste ich nun etwas Neues suchen, obwohl – oder gerade weil – ich auch den zweiten eingeschriebenen Brief ungeöffnet zurückgehen liess. Wie durch ein Wunder fand ich eine kleine Eineinhalbzimmerwohnung am Stadtrand.

IV. Isolation

Das Haus bestand aus vielen gleichartigen und winzig kleinen Wohneinheiten, »Batteriehaltung«, spottete ich in Anlehnung an die Unterbringung von Legehennen. Gerade erst eingezogen, begegnete ich dem Hausmeister

zufällig im Treppenhaus. »Hätten Sie nicht Lust, mit mir am Wochenende auf dem See eine Schifffahrt zu unternehmen«, fragte mich dieser wie beiläufig. »Ich habe sehr viel zu tun«, erwiderte ich erstaunt und abweisend. »Den Hausmeister habe ich nach dieser Begegnung nie mehr gesehen. Und niemand im Haus hat den Schuss gehört«, gab ich später der Polizei zu Protokoll.

Aus Prestigegründen war an Frauenbesuche in dieser Wohnung nicht zu denken. Dennoch kam es einmal dazu, und im Zuge eines ersten intensiven Kennenlernens auch zu recht lautstarken Handgreiflichkeiten im sehr erotischen Bereich. Ich war mir nicht bewusst, dass die Wände *solche* Ohren hatten.

Denn am nächsten Morgen, ich stand unten an der Bushaltestelle des *Einunddreissigers*, traf ich zufällig meinen Wohnungsnachbarn zur Rechten, einen sehr wortkargen und unauffälligen Mann, der meist nicht mehr als ein einfaches »Hallo« aus sich herausquälte. Wie aus dem Nichts, nach den üblichen Begrüßungsfloskeln und dem Gerede über das Wetter, das wieder einmal nicht so eingetroffen sei wie es der Meteorologe im Fernsehen gesagt habe, was eine Frechheit sei bei den hohen Rundfunkgebühren. Also um auf den Kern der Geschichte zurückzukommen, da kam dieser Mensch also schliesslich mit dem unglaublich eloquenten Satz heraus: »Das Haus ist sehr hellhörig, nicht?« Ich nickte, worauf die Konversation gezwungenermassen zu Ende war, denn der Bus rollte mit dröhnendem Motor an, und alle weiteren kommunikativen Bemühungen waren zwecklos, denn ich stieg vorne ein, der Nachbar jedoch hinten. Einige Wochen später fand ich ein neues Zuhause.

V. Der Vermieter

Der Vermieter lebte direkt in der Wohnung unter mir, was mich anfänglich nicht weiter störte, später dann jedoch schon.

Es fing an mit der Dachterrasse. Diese bot eine wunderbare Sicht auf die umliegenden Strassen und Plätze der Stadt, wurde jedoch nie genutzt, beziehungsweise nur zwei- bis dreimal pro Jahr vom Vermieter selbst. So beschloss ich eines Tages nachzufragen, ob ich die Terrasse wohl auch mitbenützen dürfe, worauf der Vermieter erwiderte, er müsse zuerst seine Frau fragen.

Ich hörte dann nichts mehr von ihm. Als ich aber drei Wochen später in mein Estrichabteil hinaufstieg, um eine Kiste mit alten Büchern abzustellen, hing an der Schiebetür zur Terrasse ein kleines, goldenes Vorhängeschloss mit Zahlenkombination, das dort zuvor nicht angebracht gewesen war.

Der Estrich wie auch das ganze Haus war von oben bis unten vermüllt, da es dem Vermieter anscheinend nicht möglich war, irgend etwas wegzuwerfen oder zu entsorgen. Überall vollgestopfte Gänge. Am schlimmsten sah es in der sogenannten Waschküche aus. Hier stapelten sich alte Werkzeugkisten, morsche Bretter, faulige Kleidungsstücke, Reste von Metall und Müll aller Art. Der Boden war schwarz vor Dreck. Ans Wäscheaufhängen war hier nicht zu denken. So musste ich die Wäsche in meiner Wohnung zum Trocknen aufhängen. Fiel ein Kleidungsstück beim Entleeren der Wäschetrommel zu Boden, musste man es wohl oder übel noch einmal in die Maschine geben.

Ich hinterfragte des öfteren, wie es psychisch um jemanden bestellt war, der eine solche Schweinerei in seinem Haus zuließ und ohne mit der Wimper zu zucken monatlich den überhöhten Mietzins inklusive meines Anteils an der nicht vorhandenen Treppenhausreinigung kassierte.

War es nur Geiz, gepaart mit blankem Egoismus, oder doch einfach fehlendes Schamgefühl? Ich tippt auf eine unheilvolle Kombination mehrerer Faktoren. Vielleicht auch aus Feigheit, aber vor allem um mir weiteren Ärger zu ersparen, sprach ich den Vermieter nie direkt auf diese Missstände an.

Ab und zu liess ich jedoch etwas fremden Müll elegant verschwinden, oder entfernte einen der längst vergilbten Zettel, zum Beispiel den an der Waschküchentür, wo in krakeliger Handschrift zu lesen war: »Bitte unbedingt die Waschmaschine und den Boden sauber hinterlassen. Der Vermieter.«